

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

191 (18.8.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 33

Keplers Traum vom Monde.

(Nachdruck verboten.)

Von den zahlreichen Werken Keplers hat eines ein besonders merkwürdiges Schicksal gehabt, sein nachgelassenes „Somnium“. Kepler ist bekanntlich als Gläubiger des Kaisers Ferdinand II. und Wallensteins gestorben. Er hatte die Reise nach Regensburg zurückgelegt, um vor kaiserlichem Reichstage seine Rechte und Forderungen geltend zu machen. Die aufregende Reise warf ihn aber auf das Krankenlager und ein Fieber raffte den schon gekrüppelten Mann, aller Hoffnungen beraubt, dahin. Bei seinem Tode befand sich ein Werk in Druck, wohl die merkwürdigste Schrift aus der Reformationszeit der Sternenkunde, betitelt: „Traum, oder die Astronomie des Mondes“, deren Fertigstellung Keplers Schwiegerohn, Professor Bartsch, übernahm. Dieser starb jedoch noch vor Vollendung an der Pest und nun erachtete es Keplers Sohn Ludwig als seine Ehrenpflicht, den Ruhm des großen Vaters „der Nachwelt unverfälscht zu überliefern“. Die mittellosen Erben trugen die Kosten des Druckes. Die kriegerische, traurige Zeit war aber dem Werke sehr ungünstig, und es blieb fast unbekannt. Auch in der Folge blieb dies neue Werk, wohl das interessanteste Keplers, so gut wie verschollen. Seit einigen Jahren liegt nun eine gute Uebersetzung des lateinischen Textes ins Deutsche von Ludwig Günther vor, die bei Teubner in Leipzig erschienen ist. Sie trägt als Motto die Goetheschen Worte:

Es ist ein groß Ergeben,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht!

Und wirklich! Wenn man das Buch durchblättert, wenn man anfängt es zu lesen, möchte man es fast verdringeln. Das ganze Werk zerfällt in drei in gleich genialer Weise durchgeführte Abschnitte: den eigentlichen Traum, den Kepler fingiert (als erlebt voraussetzt), um auf den von ihm gewünschten Standpunkt zu gelangen, die bildliche Darstellung zur Verherrlichung der Astronomie des Copernicus und die eigentliche Mondastronomie einschließlich der Mondbeschreibung im Anfang in Form eines Briefes an den gelehrten Zeitgenossen Paulus Guldin. Seinen Traum kleidet Kepler in ein mystisches Dunkel; auch die Wahl der Namen und der Zahlen, die meist eine tiefere Bedeutung und symbolischen Sinn haben, deutet darauf hin. Kepler liest im Traume in einem auf der Wiese erworbenen alten Buche die Erzählung eines Mannes Duracoto aus Island, der mit seiner alten Mutter einen Dämon aus Levania beschworen hat. Dieser Dämon gibt ihnen Kunde von einer „fünzig Tag lang dauernde deutsche Meile weit im Meer“ liegenden „Insel Levania“, (der Mond), wozu der Weg von der Erde und zurück nur sehr selten offen bleibe. Der Vollzug der Reise selbst legt ein Zeugnis ab von dem genialen Geiste Keplers. Uns hindert ja mit der Zeit eine ganze Reihe von Mondreisen in mehr oder weniger phantastischen und ungeheuerlichen Arten bekannt geworden, seine aber von allen ist so genial inauguriert, wie die von Kepler; Keplers blühende Phantasie zeigt sich hier in glänzendster Dichte. In feinsten, nicht einmal verletzender Weise parodiert Kepler den herrschenden Aberglauben seiner Zeitgenossen, der sich an Sonnen- und Mondfinsternisse knüpfte und „gewinnt so eine Gelegenheit zur Mondfahrt, wie sie glücklicher nicht gedacht werden kann. Aus dem Schatten der Erde und des Mondes erbaut er sich den Weg durch die Unendlichkeit, der selbst für den Dämon nur selten und nur unter genauer Beobachtung der Zeitumstände und nicht ohne Gefahr zu betreten ist.“ (Günther.) Der ganze Weg, so lang er ist, wird in einer Zeit von höchstens 4 Stunden zurückgelegt, weil eine Mondfinsternis höchstens so lange dauern kann. Die kurze, eineinhalb Seiten lange Beschreibung dieser Reise enthält eine solche Fülle von Ideen, daß zu ihrer Erläuterung in Einzelheiten viele Bogen nötig sind. Sie und die nachfolgende Mondastronomie, in der die astronomischen Verhältnisse des Mondes der Betrachtung unterzogen werden, beweisen, wie weit Kepler die Tatsachen mit seinem scharfen Geiste durchdrungen hatte. Auch für den Laien hat es einen außerordentlichen Reiz, die interessanten Erscheinungen sich zu vergegenwärtigen, welche die eigenartige astronomische Stellung des Mondes im Weltall im Gefolge hat. All das befragt Kepler in der interessantesten und belehrendsten Weise. Der Mond kehrt bekanntlich bei seinem Umlauf um die Erde dieser immer dieselbe Seite zu, so daß wir nur eine seiner Halbkugeln kennen; und der eigenartige Wechsel von Tag und Nacht, zumal in Verbindung mit den verschiedenen Arten der Ercheinungen auf den beiden Mondhalbkugeln schafft auf dem Monde Verhältnisse, die einer näheren Betrachtung wohl wert sind, weil sie von denen auf der Erde so gänzlich verschieden sind. Es gibt für jemanden, der sich mit den räumlichen Verhältnissen im Planetensystem genau bekannt machen will, kaum ein dankbarer und zugleich interessanteres Objekt als den Mond.

Nachdem Kepler die eigentliche Astronomie des Mondes beendet hat, gibt er zum Schluß durch den Mund des Dämons noch in kurzen Umrissen eine Beschreibung der Oberfläche des Mondes und der auf ihm befindlichen Vegetation und Bewohner. Hier begegnen wir zuerst Anschauungen, die unzutreffend sind, die aber in den damals ungenügend bekannten Tatsachen

ihren Grund haben. Zu Keplers Zeit war allgemein die Ansicht verbreitet, daß auf dem Monde Wasser und Luft vorhanden seien. Erst die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben erwiesen, daß das nicht der Fall ist. Der Glaube an das Vorhandensein von Wasser und Luft auf dem Monde ist aber so ziemlich der einzige Irrtum gewesen, den Kepler mit ins Grab genommen. Unter Verursachung dieses Umstandes kam nun Keplers Darstellung der lebenden Natur auf dem Monde nicht phantastisch und unastronomisch nennen, man dürfte sie höchstens grotesk heißen, und ich tue auch dies nicht einmal. Warum sollte Kepler nicht annehmen, daß eine Welt, die bei der damals ungenügenden Tatsachenkenntnis der ungenügenden so verwandt erschien, auch bewohnt sei? Kepler war nicht vom Schlage der jungen heutigen „Wissenschaftler“, die schon in einer poetischen Ausdrucksweise oder gar in guter Stillierung wissenschaftlicher Ausführungen einen Mangel an Wissenschaftlichkeit sehen! Wir wissen, daß auf dem Monde von menschlichen Wesen, was wir darunter verstehen, überhaupt von lebenden Organismen, die denen untrer Erde auch nur im entferntesten ähnlich seien, nicht die Rede sein kann. Kepler gibt seinen Mondbewohnern — mit Recht — die geistigen Qualitäten der Erdbewohner, die körperlichen Organe aber erörtert er nur in mystischen Gewand der Phantasie. Und darin tut er klug. Denn warum sollte auf dem Monde nicht eine ganz andere Art von Leben vorhanden sein? Die Natur mit ihrem im wahrsten Sinne des Wortes unendlichen Formenreichtum hat es wahrhaftig nicht nötig, sich überall plump zu kopieren, selbst wo sie in der endlosen Mannigfaltigkeit systematische Einheitlichkeit und Prinzipientreue bewahrt! Es ist leider nicht möglich, im Rahmen eines Zeitungsfeuilletons alle die Punkte, auf die Kepler aufmerksam macht, ja selbst nur die interessantesten auch nur zu berühren, viel weniger auf das einzugehen, was seine geistreichen Ausführungen implizite (verbhüllt eingebegriffen) enthalten. Vielleicht kommen wir ein andermal auf Einzelheiten zurück. Denjenigen aber, die sich mit astronomischen Dingen etwas weitergehend befassen, kann nicht genug geraten werden, dieses Werk Keplers unter die Lupe zu nehmen. Sie dürften ihm weit mehr Anregung und Belehrung entnehmen, als einem systematischen himmelskundlichen Werke. — Die Bearbeitung Günthers ist sehr sorgfältig und schon deshalb empfehlenswert, weil sie Keplers Notizen in übersichtlicher Weise zusammengeordnet und mit Erläuterungen und Ergänzungen versehen enthält, wie sie dem modernen Stande der Forschung entsprechen. Einige kleine Irrtümer sind nicht sehr belangreich.

Auf Kepler selbst wirft das Buch ein überaus glänzendes Licht. Wer seine Ausführungen liest, wird meinen, mit einem modernen Astronomen über die Dinge zu sprechen. Der Mann hat ja eigentlich schon alles gemerkt! Da, wo die Forschung erst Jahrhunderte später einsetzt, entwickelt er Gedanken, wie sie nur von einem überragenden Genie geahnt werden können. Es ist außerordentlich interessant, an Keplers Beispiel das intuitive, aus der inneren Anschauung entspringende Schaffen großer Geister zu verfolgen. Ganz absehen wollen wir von der Tatsache, daß Kepler große, ja eine der größten Entdeckungen, des Gravitationsgesetzes, nicht nur mit dem Armeel streifte, sondern schon in der Hand hatte. Auch das dürfte trotz des Himmels Himmels in seinem „Kosmos“ kaum bekannt sein, womit wir übrigens den Ruhm des großen Newton um nichts schmälern dürfen!

Felix Linke.

Der Rigi.

Rigifalkbad, im August.

Eigentlich heißt es „die Rigi“. So sagt die Bevölkerung hier herum; so sagt und deutet die Verwaltung der Rigibahn, obwohl das Deutsch ihrer Bekanntmachungen stark zu wünschen übrig läßt. Aber der deutsche Sprachgebrauch ist es, „der Rigi“ zu sagen, und nachdem ich solchermaßen vor allen Sprachforschern mein Gewissen salbiert, kann ich beginnen, während eine Kapelle vor dem Sotel die köstliche herbe Bergluft mit den Klängen der schätzbarsten Wiener Walzer verunreinigt, vom Rigi zu erzählen.

Der Rigi ist ein Berg am Vierwaldstättersee. Höhe 1800 Meter. Ein richtiger Alpinist lächelt, wenn er vom Rigi hört. Denn 1800 Meter ist ihm, wie wenn man die Nase schnuzt. Außerdem — es geht eine Bahn hinauf! Da spuckt so ein Bergamtsch innerlich aus! 133 752 Menschen sind im Jahre 1905 mit der Zahnradbahn da hinaufgefahren, bequem, wie in zweiter Klasse im Schnellzug. Nur etwas langwierig. In achtzig Minuten ist man oben. Fußgänger brauchen fünf Stunden Minimum. Da gibt fast nur der Geldbeutel den Ausschlag, ob man sich für das Zahnrad oder für Schusters Rappen entscheidet. Es giebt noch andere Gründe, sogenannte wissenschaftliche oder literarische. Die letzteren waren für mich maßgebend, und mögen als Entschuldigung dienen, daß ein Mensch der Feder 10.50 Mk. erlegt, um auf den Rigi zu kommen. Ich war schon einmal hier oben herumgeklettert, aber ein prophetisches Gefühl hat mich stets davon abgehalten, bis auf den Kulm zu fahren, jetzt habe ich den bittren Kelch getrunken.

Ich will nicht länger dunkle Andeutungen machen. Der Rigi ist der erste Schweizerberg, der vom Kapitalismus erobert worden ist. Im Jahre 1871 fuhr von Fignau der erste Zug diese damals noch ganz aben-

Selbstmordes festzustellen gesucht. Bei der Behandlung einer solchen Frage muß man sich bewußt sein, daß unter „Ursache“ die Summe aller individuellen und sozialen Umstände zu verstehen ist, die den Selbstmörder in den Tod treiben, während die Tat selbst oft durch einen geringfügigen Anlaß ausgelöst werden kann, der als solcher unwirksam bliebe, wenn der betreffende Mensch nicht zur Tat prädisponiert wäre. Von den erwähnten 375 Personen in Hamburg waren 76 unzurechnungsfähig, 48 direkt geisteskrank und 28 waren im Delirium tremens oder im Rausch in den Tod gegangen, körperliche Leiden und Furcht vor Krankheit hatten 20 in den Tod getrieben, 48 häuslicher Unfriede, 61 ihre elende ökonomische Lage, 41 unglückliche Liebe, bei 59 konnte die Ursache nicht ermittelt werden; die übrigen hatten sich aus Furcht vor Strafe oder Meute und Scham das Leben nehmen wollen.

Die Beobachtungen des Dr. Kofuchs ergaben, daß der Alkoholgenuß in doppelter Beziehung verhängnisvoll geworden war, einmal waren viele der Selbstmordkandidaten durch chronischen Alkoholmißbrauch materiell und moralisch so sehr verkommen und sowohl geistig als körperlich derartig geschwächt, daß sie im Kampf ums Dasein notwendig versagen mußten. Andererseits hatte der Alkoholgenuß die Vollbringung der selbstmörderischen Tat erleichtert, da durch ihn gewisse Hemmungen ausgeschaltet werden, die im normalen Zustande im Menschen vorhanden sind. Man bedenke zum Beispiel, wie sehr der Alkohol die Zunge zu lösen vermag und wieviel infolge dessen im Rausch ausgeplaudert wird! Auch in diesem Fall werden gewisse Hemmungsvorstellungen ausgeschaltet.

Bezüglich der gewählten Todesarten macht Dr. Kofuchs folgende Angaben: Nicht weniger als 149 hatten sich zu ertränken gesucht, 43 wollten sich erhängen, 87 erdrosseln, 56 vergiften, 8 erschießen, 7 stürzten sich aus einer Höhe herab, 23 hatten sich die Pulsadern geöffnet und 2 ließen sich überfahren. Von diesen starben 53 noch ihrer Einlieferung in das Krankenhaus, und zwar war es die Schußwaffe gewesen, die 39mal zum gewöhnlichsten Tode führte. Interessant sind Dr. Kofuchs statistische Angaben über das Alter der von ihm beobachteten Selbstmordkandidaten, 57 waren zwischen 15—20 Jahren, 135 zwischen 20 und 30 Jahren, 85 zwischen 30 bis 40, 51 zwischen 40—50, 28 zwischen 50—60, 13 zwischen 60—70 und 6 zwischen 70—80.

Hieraus ergibt sich, daß das jugendliche Alter das meist gefährdete ist. Bezüglich der Jahreszeiten sei bemerkt, daß die meisten Selbstmorde im September und die wenigsten im März vorkamen.

Heresiedienst und Geschlechtskrankheiten. Im deutschen Heere kamen nach dem neuesten Sanitätsbericht für 1905 mit venerischen Krankheiten zu einem Anfangsbestand von 500 Mann 12 216 in Zugang, gleich 19,4 vom Tausend der Kopfstärke; die durchschnittliche Behandlungsdauer jeder dieser Krankheiten betrug 36,6 Tage. Der Zugang war etwas höher, als in den drei Vorjahren, jedoch noch geringer, als in anderen Armeen; denn auf je 1000 Mann der Kopfstärke kamen während des Jahres 1902 mit venerischen Leiden in ärztliche Behandlung: von der französischen Armee 29,9, von der österreichischen Armee 57,5, von der italienischen Armee 91,5, von der englischen Infanterie 122,7. Von den 20 im vorliegenden Sanitätsbericht berücksichtigten Armeekorps hatten die meisten venerischen Erkrankungen das 19. (29 vom Tausend), demnächst das Gardekorps (24,7) und das 15. d. i. das württembergische Korps. 2179 Kranke, also 21,3 Prozent aller mit venerischen Leiden Zugewandenen, litten an konstitutioneller Syphilis, 61,77, also 60,5 Prozent der Gesamtzahl, an Tripper ausschließlich von dessen Folgezuständen; wie gewöhnlich, hatte der Monat Oktober, das ist der Monat der Neutruemstellung, den höchsten Krankenzugang; allein in die unter preussischer Verwaltung stehenden 17 Armeekorps waren im Berichtsjahre 1629 geschlechtskrankte Rekruten eingestellt. Dieser hohe Anteil der geschlechtskrankten Einzelstellen an dem Jahreszugang dieser Krankheitsgruppe würde sich aber noch erhöhen, wenn man diejenigen später in Zugang genommenen Erkrankungen in Rechnung ziehen würde, welche als Rückfälle einer vor dem Diensttritt erworbenen Geschlechtskrankheit anzusehen sind.

Mißverständnisse. Ein recht heiteres Erlebnis passierte einem Arzte in Sobenfein-Emsthal während der Sprechstunde. Zu ihm kommt ein biederer Dörfler aus der Umgegend, um sich Rat bei diesem zu holen. Nachdem der Arzt den Patienten untersucht, fragt er ihn auch unter anderem, wie der Stuhlbug sei. Hierauf erfolgte die verblüffende Antwort: „Sehr schwär, äs is ä bräder“. Der Kranke, keines Zeichens Strumpf-wirker, hatte geglaubt, der Arzt wolle wissen, wie sein Wirkstuhl gebe.

Chinesische Ehefreunden. Der North Daily News wird, wie man an Shanghai schreibt, eine kleine Geschichte aus Kanton berichtet, die einen Einblick in die dunkelsten Seiten des chinesischen Familienlebens gewährt. Ein Mann Namens Wang, der bereits eine Frau und eine Nebenfrau hatte, wurde mit einer jungen Witwe befaßt, die mit sechzehn Jahren geheiratet, aber schon gleich nach der Hochzeit ihren Gatten verloren hatte. Sie wollte sich gern wieder verheiraten, obgleich es in China den Witwen als eine große und nachahmenswerte Tugend angerechnet wird, wenn sie dies nicht tun. Der weisheitsvolle Wang nahm sie nun als zweite Nebenfrau an. Doch damit hatte er immer noch nicht genug Weiblichkeit um sich. Er kaufte sich vielmehr auch noch eine junge Sklavin aus der Nachbarschaft, für die er dreihundert Mark bezahlte. Schon nach kurzer Zeit wurde er aber seiner beiden letzten Erwerbungen überdrüssig. Er dachte daran, sie nach Singapur zu verkaufen, weil dort für chinesische Frauen gute Preise gezahlt werden. Er würde seinen Voratz auch ausgeführt haben, wenn die Sklavin nicht Wind davon bekommen und das zweite Nebenweib als bald von ihren Befürchtungen in Kenntnis gesetzt hätte. Die beiden Frauen berieten nun darüber, was sie tun sollten. Schließlich faßten sie den Plan zur Flucht. Im Dunkel der Nacht ließen sie auf das Dach des Hauses und wanderten dann noch über verschiedene Dächer der niedrigen

Häuser, bis sie einen günstigen Punkt gefunden zu haben glaubten, wo sie wieder hinunterklettern konnten. Zu ihrem Unglück war dies in unmittelbarer Nähe einer Polizeiwache, wo man auf die nächtlichen Dachwandlerinnen aufmerksam wurde und sie festnahm.

Bei dem Verhör machten sie ihren Gebieter, den waderen Wang, so schlecht, wie sie nur konnten. Sie sagten, sie würden sich eher das Leben nehmen, als zu einem so unerträglichen Herrn zurückkehren. Aber es half ihnen nichts, denn in China sind die Männer wirklich die Herren. Die beiden Frauen wurden dazu verurteilt, als Strafe für den Fluchtversuch je vierzig Schläge auf die Hand zu bekommen. Die Sklavin wurde dann ihrem Herrn zurückgegeben, weil er sie gekauft hatte. Etwas besser kam die Nebenfrau weg. Der Bezirksmandarin erklärte, er wolle sie vorläufig in Gemäßheit behalten, bis er einen passenden Gatten für sie gefunden habe.

Neue Aphorismen.

Von Otto Weis, dem Verfasser der erfolgreichen Aphorismen-Sammlung „So seid Ihr“ (Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig) geben uns folgende neue Sentenzen zu:

In Dingen, die wir nicht kennen, find wir oft auf das Urteil jener angewiesen, — die sie a u ch nicht kennen.

Von den allerbesten Literaturwerken ist die Mehrzahl beröhmt, die Minderezahl bekannt.

Stillsitzendes.
Gewisse Worte und Wendungen drücken einen Gedanken so genau aus, daß es oft ratlos ist, sie zu meiden.

Große Meinungsverschiedenheit zeigte sich von jeher — zwischen Beteiligten und Unbeteiligten.

Gar oft haben Abwesende den Ehrgeiz, vermizt zu werden!

Mancher Beröhmtie zieht sich von der Welt zurück — damit sie ihn in seiner Einsamkeit aufsuche.

In Familien ist unter ihren Mitgliedern oft einer — vermöge seiner finanziellen Ueberlegenheit — der Klügste.

Ueber Mangel an Nachwuchs klagt manch älterer Fachmann. Und wie b e r g n ü g t er klagt!

Eine Frau sagte: „Wär' mein Mann genau so, wie ich ihn haben wollte — er wäre mir mausstehlich!“

Wettrennen.

Ein Feind der Wettrennen war der berühmte Kesthetiker Dr. P i s c h e r. Weniger bekannt ist sein Feind gegen die Wettrennen. Das Gedicht lautet:

Seute ergiebt sich die Welt, das Rennen der Masse zu leben,
Wagen an Wagen gedrängt, stürzen sie, raffen hinaus;
Heut wie ein Blumenfeld erglänzt die Blüte der Schönheit
In des leuchtenden Schmincks voller, berauschender Pracht.
Selber lenket das Röß an Scharlachband die Kofette,
Fürstliches Biergelspann leitet der schlante Jockey;
Kingsum gaffet das Volk, und nach dem beneideten Glanze
Lesen die Bürger der Stadt gierig den lästernen Mund.

Aber wer kann, fährt mit; es schleppt den gemieteten Wagen
Blutend von viehlichem Gieb, leuchtend der Klepper dahin.
Könnt ich reiten nur eine der Kreaturen, der armen,
Aus des Reingigers Haut, gab ich die Menschen daran,
Grafen, Barone und Lords, Sportsmen und wettende Narren
Mit dem jämmtlichen Volk, welches den Schwindel beglöt.
Wächten sie Arme und Weine nur immer brechen! Ein Gaul ist
Wahrlich noch immer mehr wert, als das ganze Geschmeiß!

Humoristisches.

Gefährliche Streife. Schaffner: „Hier, bitte, meine Dame!“ — Dame: „Nein, ins Fraucencompé möchte ich nicht.“ — Schaffner: „Wünschen Sie lieber Nächstahercompé?“ — Dame: „Nein, nein, das ist mir auch zu gefährlich.“ — Schaffner: „Ja, in was für eins wollen Sie denn eigentlich?“ — Dame: „Ins Nächstahercompé!“

Unter Brüdern. Das Repräsentantenkollegium einer kleinen jüdischen Gemeinde beabsichtigt, auf dem ziemlich weit von dem Städtchen entfernt im freien Felde liegenden Friedhofe eine neue Einrichtung in Angesehen zu nehmen. Versammlungsort: die Leichenhalle. Da inzwischen die Sonnenhitze gar zu drückend geworden ist, beschließt man, Mäntel und Schirme während der Besichtigung in der Halle zu lassen. Herr Simon Plotzles empfiehlt daher, einen der Herren als Wächter bei den Sachen zurückzulassen. Erregt fällt Herr Nathan Ehrlich dem Redner ins Wort: „Wie heißt! — Wenn wer gehen alle heraus — was brauchen mer e Wächter.“

Verlags- und Verlags des Volksfreund, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

